

werden ihnen die Hände aufgelegt –, doch auch hier ist erst noch zu definieren, ob dies als Dienst an den Armen zu verstehen ist. Papst Johannes Paul II. jedenfalls meinte kürzlich anlässlich der Arbeit der Kleruskongregation an einem Direktorium für ‚Dienst und Leben des Ständigen Diakons‘: Aufgabe des Diakons sei es, Bischöfen und Priestern „zu helfen und ihnen zu dienen“.<sup>6</sup>

Gewiß ist nicht grundsätzlich auszuschließen, daß ein durch Frauen ausgeübtes Diakonat eine andere Prägung haben könnte. So ist denkbar, daß die engagierte Leiterin der Caritasarbeit

einer Pfarre zur Diakonatsweihe vorgeschlagen wird, um damit sinnhaft erlebbar zu machen, bis hinein in die Liturgie, daß Diakonie zum Kern des Lebens einer christlichen Gemeinde gehört. Schließlich tragen in der Praxis der meisten Gemeinden eher Frauen als Männer die Diakonie der Gemeinde. Dieses Argument spielt allerdings meines Wissens in der bisherigen Debatte über die Notwendigkeit einer Diakonatsweihe für Frauen keine Rolle. Man ist deshalb wohl gut beraten, keine übertriebenen Hoffnungen auf eine Belebung der Diakonie daran zu knüpfen.

<sup>6</sup> Vgl. Kathpress-Tagesdienst Nr. 278 vom 2.12.1995, 8. Ob dies eine attraktive Perspektive für Frauen ist, sei dahingestellt.

*Dr. Markus Lehner ist Leiter der Abteilung „Caritaswissenschaft“ der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz.*

---

PETER HOFER

## Anmerkungen zu einem Berufsbild des weiblichen Diakonates

---

Die Diskussion um das Ständige Diakonat ist seit seiner Einführung vor nunmehr 25 Jahren nicht mehr zur Ruhe gekommen: nach einer ersten Phase der Orientierung an den Aufgaben des Priesters und den Erwartungen der Gemeindemitglieder an den „Priesterersatz Diakon“, war die zweite Phase durch eine stärkere Profilierung in Richtung auf „das eigentlich Diakonische des Diakons“, nämlich seinen karitativen Auftrag, bestimmt. Die gegenwärtige Diskussion befindet sich noch immer in dieser „double-point-position“, die durch die vagen

Vorgaben des Konzils bedingt ist, das nur die liturgischen Aufgaben des Diakons umschrieb und die Erfordernisse, die eher zur Leitung der diakonischen Gemeinde tendieren, außer acht ließ. Viele Diakone und Diakonatsanwärter, aber auch für die „Seelsorge in der Zukunft“ zuständige Amtsleiter und Pastoraltheologen sind inzwischen des Gerangels um die strukturelle Positionierung zwischen Klerus und Laien und auch des exegetischen und kirchenhistorischen Suchens nach der ursprünglichen Funktion der Diakone müde geworden und ergreifen die

fundamentale Rollen-Unsicherheit als Chance, in ihrem Amts-Verständnis des Diakonates einen eigenen Schwerpunkt zu setzen.

Eine Situation der Unsicherheit ist de facto immer auch eine Situation vieler innovatorischer Chancen. Hinsichtlich des neutestamentlichen Befundes besteht ein Konsens wenigstens darin, daß weder das Amt noch der Amtstitel von jüdischen oder hellenistischen Vorbildern übernommen, sondern aus den konkreten Erfordernissen der Gemeinden des Anfangs kreiert wurden. In Vollmacht hat die Kirche die Ämter geschaffen, die sie brauchte.

Genau in diesem Sinne möchten die folgenden Überlegungen, die größtenteils in einem Kreis mit engagierten Vertreterinnen der katholischen Frauenbewegung Österreichs entwickelt wurden, verstanden werden: als aufmerksames Hören und Schauen auf den Kairos der gegenwärtigen Kirchenstunde und als Tag-Traum einer erwünschten und möglichen Entwicklung.

### **1. Die geschichtliche Stunde und die pastorale Notwendigkeit**

Der in kirchlichen Dokumenten beinahe schon bis zum Überdruß strapazierte Wandel der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft erfordert theologisch und praktisch endlich Konsequenzen, soll seine Beschwörung auf die Dauer nicht zynisch wirken. Die Berufung von (Alibi-)Frauen in diözesane Personalreferate und Konsistorien und die Bildung von Frauenkom-

missionen sind zur Beruhigung der scharrenden Ungeduld zu wenig und können leicht kontraproduktiv werden. Ein mutiges Aufnehmen der Zeichen der Zeit verlangt nach einer Teilhabe der Frau an „theologisch möglichen und pastoral wünschenswerten amtlichen Funktionen der Kirche“<sup>1</sup>.

In der pastoralen Praxis – nicht nur der Missionsgebiete, sondern auch bei uns – tun Frauen seit eh und je unendlich viel: die zwangsfreie und auf kein gewolltes Ziel hin angelegte Teilgabe am eigenen religiösen Lebensgrund für die Kinder, der Einfallsreichtum der Katechetinnen, die Selbstlosigkeit der Sozialhelferinnen, die absichtslose und einfühlsame Begleitung der Jugendlichen, die phantasie- und liebevolle Vorbereitung und Durchführung der familiären und gemeindlichen Zusammenkünfte, die Pflege der Kranken und das Halten der Hände von Sterbenden bis zum letzten Atemzug. Dies ist ein Dienst zur Auferbauung christlicher Gemeinden in der Bezeugung des Evangeliums in Wort und Tat, in der Feier der Sakramente und Feste, in der gelebten Geschwisterlichkeit. Vieles davon sind Tätigkeiten, die an sich dem Diakonenamt zukommen. Wer die Not der Menschen und ihre Angewiesenheit auf Hilfe ernst nimmt, muß sich hinter das Diakonat (der Frau) stellen und auch die Heil-Mittel der Kirche zur Verfügung stellen.<sup>2</sup>

Umgekehrt könnte die Übernahme des sakramentalen Diakonats durch Frauen auch für das kirchliche Amt im allgemeinen und das Diakonat im beson-

<sup>1</sup> Vgl. Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschluß: Dienste und Ämter 4.2, in: Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg i. Br. 1976.

<sup>2</sup> Daß nach Untersuchungen zum Tätigkeitsprofil von Diakonen in Österreich ein Übergewicht von liturgisch-sakramentalen Handlungen besteht, spricht gegen die gehandhabte Praxis, nicht gegen die Wichtigkeit eines caritativen Grunddienstes in einer christlichen Gemeinde. Vgl. M. Lehner, Frauendiakonat und Diakonie (in diesem Heft).

deren eine Bereicherung bedeuten. Die unglückselige Polarisierung zwischen einer Männer- und einer Frauenkirche könnte – wenigstens in hoffentlich immer größer werdenden Segmenten – hinfällig werden: Frauen haben gelernt, sehr behutsam und leise von den Geheimnissen des Glaubens zu reden, während Männer oft viel zu schnell wissen, was richtig, praktisch und vernünftig ist. In der Schule Jesu von Nazareth könnten so Männer und Frauen miteinander die Größe, aber auch das Elend und Leid der Menschen sehen lernen und aus dem Mit-leiden die Kräfte gewinnen, die zu heilen und zu erneuern vermögen.

Im folgenden sei an einem Punkt, nämlich dem Verhältnis von Gesunden und Kranken in einer christlichen Gemeinde, die Wechselwirkung beschrieben, die ein amtlicher diakonischer Dienst (von Frauen) an Kranken für die Gemeinde der Gesunden und der Kranken einbringen könnte.

## **2. *Schwerpunkte eines Diakonats der Frau: Integration der Diakonie in die Gemeinde-Pastoral***

Nach einer Sammelbemerkung des ersten Evangelisten besteht das von Jesus gebrachte Heil schlichtweg in der Heilung aller Krankheiten: „Und er wanderte umher... kündend das Evangelium vom Reich und heilend jede Krankheit und jede Entkräftigung im Volk“ (Mt 4,23). Gottes Reich bricht an, wo – noch so unscheinbar – ein Mensch einem anderen zur Heilung verhilft: am Körper, an der Psyche, an der Lebenssituation.

Diese „Provokation des Heils“<sup>3</sup> ruft unsere Gemeinden zur Umkehr und legt Mißverständnisse offen:

### *Einheit von Leib- und Seelsorge*

Unsere arbeitsteilige Gesellschaft hat auch die Sorge um die Kranken auseinanderdividiert: in die Sorge um den Leib und die Sorge um die Seele, in die medizinisch-praktische Pflege und die seelsorgliche Sinnvermittlung. Den alltäglichen Dienst an den körperlich und psychisch Notleidenden tun meist die Frauen, und sie tun dabei einen tiefen Blick in die Leidens- und Lebensgeschichte ihrer Patienten, manchmal bis in die Abgründe einer Seele. Die (Seelsorge-)Männer aber führen das Wort in der Verkündigung, in der Vergebung und in der spirituellen Begleitung des Pflegepersonals. Die Konsequenzen sind fatal: die Pflegenden vermögen ihr Tun nicht mehr im Kontext des christlichen Heildienstes zu begreifen, der Leib und Seele umfaßt; die Kranken erfahren die Anteilnahme der Gemeinde an ihrem Leiden nicht mehr; die „Kirche“ bleibt fern – und damit oft auch der, der seinem Volk so begegnet: „Ich, Jahwe, ich bin dein Arzt“ (Ex 15,26).

### *Solidarität der Gesunden und der Kranken*

Die Aufmerksamkeit für die Alltagsnot heilt aber auch die christliche Gemeinde von der Illusion einer rundum gesunden Zukunft, einer Dominanz der Starken, der Jungen und Leistungsfähigen, der Verdrängung der Geschwächten und Darniederliegenden. Ohne die Solidarität mit den Kranken und Leidenden gibt es für sie keine „Gesundheit“. Nur das Geheimnis der Berührung verbindet mit dem, der gekommen ist zu heilen, was verwundet, und aufzurichten, was gebeugt ist:

<sup>3</sup> P. Eicher, *Es gibt ein Leben vor dem Tod*, 1991, S. 99. P. Eicher verdanke ich weitere sehr nützliche Hinweise.

„Denn ich war krank... und ihr habt mich besucht“ (Mt 25,43).

### *Einübung der Grundregeln des Heilens in der Theologie*

Die säuberliche Trennung von Seelsorge und Pflege ist auch in der theologischen Ausbildung sowohl der Fachtheolog/inn/en als auch der Diakone beziehungsweise Diakoninnen zu überwinden.<sup>4</sup> Die (praktische) Theologie darf sich nicht bloß auf die Ausbildung der Gedanken beschränken, sondern muß auch die Grundregeln des Heilens lehren. „In der Berührung des Körpers, das ist die Erfahrung aller Pflegenden, tut sich auch die Seele auf – und ohne psychische Heilung kann das Wort vom Heil nicht angenommen werden.“<sup>5</sup>

Was hier am Beispiel des neuen Umgangsstils von Gesunden und Kranken in der Nachfolge Jesu mehr angedeutet als ausgeführt wurde, müßte nun noch an weiteren Bewährungsfeldern der Diakonie durchbuchstabiert werden: am neuen Verhältnis von Män-

nern und Frauen (in der Gemeinde und im kirchlichen Amt), am Verhältnis von Kindern und Erwachsenen, von Jugendlichen und Alten, von Arbeitenden und Arbeitslosen, von Gemeindemitgliedern und Fremden, von Gläubigen und Ungläubigen, von Hausbesitzern und Obdachlosen usw. – und überall würde etwas von der Bereicherung durch das Lebenswissen Jesu spürbar, überall, wo man sich miteinander auf die unsichtbare Begleitung des Reifens, des Vertrauens und des Verstehens einläßt.

Die Frage nach der Stellung der Frau in der Gesellschaft, in der Kirche und im kirchlichen Dienst gehört mit Sicherheit zu den drängenden Fragen unserer Zeit, die immer auch einen Ruf Gottes an uns bedeuten. Es ist hoch an der Zeit, aus dem Geist der Schrift und der Tradition eine geistliche Antwort zu finden. Zu warten, bis alle Prämissen völlig geklärt sind, widerspricht den kirchengeschichtlichen Entwicklungen und läßt eine Sternstunde ungenutzt vorbeigehen.

<sup>4</sup> Vgl. W. Zauner, Diakonie als pastorale Tätigkeit, in: H. Erharter (Hg.), Prophetische Diakonie, Wien 1977, S. 147–159, hier S. 150.

<sup>5</sup> P. Eicher, ebd. S. 102.

*Dr. Peter Hofer ist Hochschulprofessor für Pastoraltheologie in Linz.*

---

INGEBORG VERWEIJEN

## Zur Ausbildung von möglichen Diakoninnen

### **Einige Gedanken, basierend auf der Mitarbeit einer Frau bei der Ausbildung der männlichen Diakone in der Erzdiözese Wien**

Die Diakone haben, wie das 2. Vatikanum sagt, wesentlich teil an allen drei Grundfunktionen der Kirche; ihr spezifischer Ansatz ist jedoch, die „Diakonie Christi“ in unsere moderne

Gesellschaft zu (über)tragen. Und von diesem Ansatz her bestimmt sich auch ihr Dienst am Wort und in der Liturgie. Gegenwärtig ist eine Diskrepanz feststellbar zwischen der kirchlichen Er-